

# Zwischen Modalpartikel und Modalwort: Grammatikalisierungstendenzen von *glaub(e) (ich)*

Pascal Edenhart

**Abstract:** Der Artikel untersucht Grammatikalisierungstendenzen des gesprochen-sprachlichen Ausdrucks *glaub(e) (ich)*, der in der Forschung je nach konkreter Verwendungsweise als Grenzfall zwischen Matrixsatz, Modalwort und Modalpartikel beschrieben wird. Auf Basis der Grammatikalisierungstheorie wird der Versuch unternommen, die Thematik diachron zu rahmen und eine Zielkategorie zu identifizieren, in deren Richtung sich der Ausdruck entwickelt. Untersucht wird die Hypothese, dass sich bei *glaub(e) (ich)* ein laufender Grammatikalisierungsprozess hin zu einer Modalpartikel beobachten lässt. Die qualitative Untersuchung von synchronen Sprachdaten aus dem gesprochen-sprachlichen Korpus FOLK zeigt, dass sich mit den Prozessen Desemantisierung, morpho-syntaktische Dekategorisierung sowie phonetische Reduktion drei der vier Grammatikalisierungsparameter von Heine / Kuteva (2007) belegen lassen. Während sich ein bereits fortgeschrittener Grammatikalisierungsprozess also grundsätzlich feststellen lässt, ergibt die Frage nach einer möglichen Zielkategorie ein ambivalentes Bild. Bei *glaub(e) (ich)* könnte es sich in Analogie zum Wort *wohl* perspektivisch um ein Zwitterphänomen handeln, das in morpho-syntaktischer und prosodischer Hinsicht als Modalpartikel, in semantisch-pragmatischer Hinsicht hingegen als Modalwort analysiert werden muss.

**Zur Person:** Pascal Edenhart studierte Germanistik, Anglistik / Amerikanistik und Philosophie für Lehramt Gymnasium an der Universität Regensburg. Er absolvierte zudem das Zusatzstudium Deutsch als Fremdsprachenphilologie und war als Dozent an der University of Colorado tätig. Der vorliegende Beitrag basiert auf seiner Zulassungsarbeit. Betreuer: Prof. Dr. Paul Rössler

**Schlagwörter:** Grammatikalisierung; Sprachwandel; gesprochene Sprache; Modalpartikel; Modalwort

Während das Verb *glauben* in der an der Standardgrammatik orientierten Schriftsprache in der Regel keine Schwierigkeiten in Bezug auf die Bestim-

mung von Form und Funktion bereitet, finden sich allen voran in der gesprochenen Sprache Fälle, die sich als Grenzphänomene charakterisieren lassen. Im Zentrum der Auseinandersetzung steht dabei das invertierte Syntagma *glaub(e) ich* sowie dessen reduzierte Variante *glaub*.

(1a) *Er hat, glaube ich, keinen Bruder.*

Im Sinne der Standardgrammatiken würde ein solches eingeschobenes *glaube ich* unstrittig als Matrixsatz mit einem durch einen uneingeleiteten Nebensatz realisierten Akkusativobjekt analysiert werden. Die Matrixeigenschaften scheinen zunächst klar erkennbar: Die Valenz des Verbs *glauben* fordert eine Akkusativergänzung, die durch einen abhängigen Nebensatz realisiert wird. Die Umformung des Satzes (inklusive Subjunktion) stellt das hypotaktische Verhältnis noch deutlicher heraus:

(1b) *Ich glaube, dass er keinen Bruder hat.*

Während eine solche Analyse für die geschriebene Sprache weitestgehend unstrittig sein dürfte, ist jedoch zu betonen, dass es sich bei *glaub(e) (ich)* in erster Linie um ein Phänomen der mündlichen Kommunikation handelt. Auf Basis gesprochensprachlicher Korpusbelege konstatieren eine Vielzahl von Autoren folglich, dass die Einordnung als Matrixsatz der sprachlichen Realität nicht Rechnung trage (Auer / Günthner, 2003: 11; Stoltenburg, 2003: 30; Hohenstein, 2004: 323; Imo, 2006: 269, 2007: 228, 2011: 180; Kleiner / Knöbl, 2011: 9). Beispiele wie das folgende zeigen, dass das Syntagma vor allem in der reduzierten Form *glaub* seine Matrixeigenschaften zu weiten Teilen eingebüßt hat.

(2) *also es geht glaub ich auch um die selbstbestimmtheit* (FOLK\_00058\_01)<sup>1</sup>

Zunächst ist zu beobachten, dass *glaub(e) (ich)* überwiegend im Mittelfeld auftritt, nur selten hingegen im Vor- oder Nachfeld (Imo, 2006: 265). Möchte man an der herkömmlichen Kategorisierung als Matrixsatz festhalten, müsste man *glaub(e) (ich)* also als Parenthese identifizieren. Imo (2006, 2011) und Stoltenburg (2003) legen nachvollziehbar dar, dass eine solche Interpretation aus zweierlei Gründen nicht überzeugen kann. Zum einen sprechen prosodische Merkmale klar dagegen. Parenthesen heben sich in der Regel prosodisch vom Rest der Äußerung ab (z. B. Geschwindigkeit, Lautstärke, Betonung, Pau-

<sup>1</sup> Diese Signaturen verweisen auf das jeweilige Transkript aus dem Forschungs- und Lehrkorpus für Gesprochenes Deutsch (FOLK). Ist einem Beispiel keine solche Signatur nachgestellt, handelt es sich um ein eigenes Beispiel oder – sofern angegeben – um einen Beleg aus der Literatur.

sen). Das Syntagma *glaub(e) (ich)* ist hingegen prosodisch vollständig integriert (Stoltenburg, 2003: 30; Imo, 2011: 180). Zum anderen zeigt die Umformungsprobe, dass die Transformation in einen Matrixsatz mit einem eingeleiteten Nebensatz zwar grammatisch grundsätzlich möglich ist, sich die pragmatischen Eigenschaften aber teilweise so stark verändern, dass nur schwerlich von äquivalenten Äußerungen die Rede sein kann.

(3a) *das KANN man sich glaub ich nicht selbst a- geben.* (Imo, 2006: 266)

(3b) *ich glaub, dass man sich das nicht selbst geben KANN.*

In der transformierten Variante (3b) ist der Matrixsatz das relativ assertierte Element, also die pragmatisch neue Information, während der Inhalt des Nebensatzes relativ präsupponiert wird. Dies steht im Gegensatz zur Originaläußerung (3a), in der *glaub ich* lediglich eine modalisierende Funktion hat, somit also deutlich weniger salient ist (Stoltenburg, 2003: 30; Imo, 2011: 180).

Die Summe dieser Merkmale spricht eindeutig dafür, „nach alternativen Konstruktionen als der des Matrixsatzes zu suchen“ (Imo, 2006: 269). Imo stellt weiter fest, dass *glaub(e) (ich)* zwar die größte Übereinstimmung mit den Merkmalen der Modalpartikel zeigt, je nach Verwendungsweise aber auch Eigenschaften eines Modalworts<sup>2</sup> oder eines Matrixsatzes aufweist. Folglich befinde sich *glaub(e) (ich)* – so sein abschließendes Urteil – aktuell im *Niemandes-land* zwischen den drei genannten Kategorien (Imo, 2006: 285).

Diese synchrone Analyse soll im vorliegenden Beitrag nun durch einen diachronen Blick erweitert werden. Imo betont – eher beiläufig – an mehreren Stellen, dass sich *glaub(e) ich* möglicherweise inmitten eines Sprachwandelprozesses befinde und erkennt dabei in erster Linie aufgrund von phonetischer Reduktion Ansätze eines Grammatikalisierungsprozesses (Imo, 2007: 218). Dabei erscheine das Modalwort als mögliche Zielkategorie für *glaub(e) (ich)* eher unwahrscheinlich, wohingegen die Wortart der Modalpartikel ein deutlich aussichtsreicherer Kandidat sei (Imo, 2007: 223 ff.).

Von diesen Ausführungen abgeleitet sollen zwei aufeinander aufbauende Hypothesen untersucht werden: 1. Das Syntagma *glaub(e) (ich)* befindet sich in einem Grammatikalisierungsprozess. 2. Das Syntagma *glaub(e) (ich)* entwickelt sich in Richtung der Kategorie Modalpartikel.

Als Datengrundlage für die Analyse dient dabei das Forschungs- und Lehrkorpus Gesprochenes Deutsch (FOLK), anhand dessen das Phänomen bislang noch nicht untersucht wurde.

---

2 Beim Begriff des Modalworts handelt es sich um die Terminologie von Helbig / Buscha (2001). In anderen Grammatiken werden Modalwörter teilweise als Unterkategorie von Adverbien eingeordnet und heißen beispielsweise Kommentaradverbien oder Satzadverbien (Dudenredaktion, 2022: 799).

## Grammatikalisierungstheorie und Modalpartikeln

Dass die Grammatikalisierungstheorie als theoretisches Gerüst für die diachrone Herausbildung von Modalpartikeln dienen kann, ist keineswegs offensichtlich, da es sich dabei zumindest nicht um einen prototypischen Grammatikalisierungsprozess handeln kann (Autenrieth, 2002: 309). Wenngleich sich berechtigte theoretische Einwände gegen die Anwendbarkeit vorbringen lassen, zeigt jedoch eine Vielzahl von Studien, dass die Grammatikalisierungstheorie in diesem Kontext ein sinnvolles Beschreibungsinstrument ist (Abraham, 1991; Diewald, 1997; Wegener, 1998; Autenrieth, 2002; Diewald / Ferraresi, 2008). Dafür sind lediglich gewisse definitorische Voraussetzungen geltend zu machen.

Grammatikalisierung lässt sich grundsätzlich definieren als:

the dynamic, unidirectional historical process whereby lexical items in the course of time acquire a new status as grammatical, morpho-syntactic forms, and in the process come to code relations that either were not coded before or were coded differently (Traugott / König, 1991: 189)

Das Ergebnis eines Grammatikalisierungsprozesses ist also per Definition ein – mehr oder weniger – grammatisches Element. Zumindest muss das sprachliche Zeichen in irgendeiner Weise grammatische Informationen kodieren. Modalpartikeln werden hingegen zurecht eher als pragmatische und weniger als grammatische Elemente beschrieben. Die Funktion von Modalpartikeln besteht im Allgemeinen nämlich in der Bezugnahme auf den pragmatischen Prätext. Dies lässt sich konkret an der Gegenüberstellung folgender Sätze demonstrieren:

(4a) *Das ist nicht nett von dir!*

(4b) *Das ist aber nicht nett von dir!*

Der Unterschied zwischen den beiden Sätzen liegt darin, dass die Modalpartikel *aber* in (4b) darauf hinweist, dass der Sprecher zuvor Gegenteiliges erwartet hat und die fehlende Nettigkeit im Kontrast zu dieser Erwartung steht. Da diese Erwartungshaltung zeitlich vor der Sprecheräußerung steht, haben Modalpartikeln in gewisser Weise anaphorische Funktion. Sie markieren eine Äußerung als nicht-initial, indem sie auf etwas kommunikativ Gegebenes, den pragmatischen Prätext verweisen, auch wenn dieser in vielen Fällen unausgesprochen bleibt (Diewald, 2007: 128 ff.).

Für die Herausbildung von pragmatischen Elementen – wie es Modalpartikeln sind – findet sich dementsprechend teilweise der alternative Begriff der Pragmatikalisierung. Diewald legt überzeugend dar, dass sich die Pragmatikalisierung mit den gleichen Teilprozessen wie die Grammatikalisierung

beschreiben lässt und plädiert folglich gegen eine künstliche Trennung dieser weitgehend deckungsgleichen Phänomene. Sie hält dies außerdem in erster Linie für eine rein begriffliche Problematik, die lediglich auf eine zu enge Definition von Grammatik zurückzuführen sei (Diewald, 2011: 377 ff.).

Dieser Argumentation folgend wird im Weiteren stets von Grammatikalisierung die Rede sein. Da es sich bei der Grammatikalisierungstheorie keineswegs um ein in sich geschlossenes Modell, sondern vielmehr um ein Zusammenspiel von verschiedenen Sprachwandelprozessen handelt, geht es zunächst darum, die für den Einzelfall relevanten Einzelprozesse zu identifizieren. So erweisen sich für den Fall von *glaub(e) (ich)* etwa die am häufigsten rezipierten Parameter von Lehmann (2015: 134 ff.) als ungeeignet, da sie tendenziell für bereits abgeschlossene Grammatikalisierungsprozesse vorgesehen sind (Hopper, 1991: 21).

Erfolgversprechender ist im vorliegenden Fall der Ansatz von Heine/Kuteva (2007), demzufolge sich ein typischer Grammatikalisierungsprozess in vier aufeinanderfolgenden Schritten vollzieht: Extension, Desemantisierung, Dekategorisierung und Erosion. Ein Grammatikalisierungsprozess beginnt in der Regel mit der Extension, also der Verwendung eines Elements in einem neuen Kontext. Eine solche Kontexterweiterung als Treiber des Grammatikalisierungsprozesses ist im Fall von *glaub(e) (ich)* aus einem einfachen Grund jedoch nicht anzunehmen. Parenthesenartige Matrixsätze mit *glauben* unterliegen schlichtweg keinen – oder nur zumindest nur sehr geringen – kontextuellen Restriktionen, gegen die eine neue Verwendungsweise verstoßen könnte. Genau das ist der Grund, warum die grammatische Einordnung von *glaub(e) (ich)* solche Probleme bereitet: Fast überall, wo eine Modalpartikel stehen könnte, könnte auch eine Parenthese stehen. Aus diesem Grund ist es sinnvoll, im vorliegenden Fall bei der Desemantisierung anzusetzen. Vormalig lexikalische Elemente verlieren nach und nach ihre konkrete lexikalische Semantik zugunsten einer abstrakteren Semantik. Als dritter Schritt folgt die Dekategorisierung. Hierbei handelt es sich um den Verlust von morphosyntaktischen Merkmalen der Ausgangskategorie. Als letzter Schritt folgt der Prozess der Erosion, also der Abbau von phonetischer Substanz. Dies bezieht sich nicht nur auf die Tilgung phonetischer Segmente, wie z. B. ganzer Silben, sondern beginnt schon beim Verlust von suprasegmentalen Merkmalen wie der Betonung. Zwar ist dieses Phänomen keine notwendige Bedingung, um einen Grammatikalisierungsprozess zu konstatieren. Wenn es hingegen auftritt, ist es allerdings ein deutlicher Indikator dafür, dass der Grammatikalisierungsprozess bereits fortgeschritten ist (Heine / Kuteva, 2007: 34 ff.).

## Datengrundlage

Die Untersuchung basiert – anders als die Mehrzahl der Studien zur Grammatikalisierung – auf synchronen Daten. Zum einen liegt diese Entscheidung in der Begrenztheit der zur Verfügung stehenden gesprochensprachlichen Korpora begründet. Für die Untersuchung eines tendenziell seltenen Phänomens wie diesem, das sich zudem überwiegend in der gesprochenen Sprache findet, kommt angesichts der Größe sowie des umfassenden Stratifikationskonzepts nur das Forschungs- und Lehrkorpus Gesprochenes Deutsch (FOLK) in Frage. Da es sich bei FOLK um kein historisches Korpus handelt, eignet es sich in diesem Fall nicht für eine diachrone Untersuchung. Auch wenn eine solche im Kontext eines Grammatikalisierungsprozesses grundsätzlich von Interesse wäre, muss eine synchrone Studie nicht weniger relevant sein.

Die Grammatikalisierungstheorie erfasst nämlich nicht nur den diachronen Prozess des Sprachwandels, sondern beschreibt auch die synchrone Dimension. Lehmann (2015: 21) weist explizit auf die Möglichkeit hin, Grammatikalisierung auf synchroner Ebene zu identifizieren: „Given two variants which are related by the parameters of grammaticalization [...], we can always tell which way the grammaticalization goes, or must have gone.“ Im Kontext dieses Artikels bedeutet dies, dass auf Basis einer vorwiegend qualitativen Analyse von synchronen Daten versucht wird, Aussagen darüber zu treffen, ob die vorliegenden Belege von *glaub(e)* (*ich*) Anzeichen zeigen, dass sie Resultat eines Grammatikalisierungsprozesses sind bzw. sich in einem Grammatikalisierungsprozess befinden.

Zur Schärfung der Argumentation werde ich dabei antichronologisch vorgehen, also die Daten zunächst auf phonetische Erosion und zuletzt auf Desemantisierung hin prüfen.

## Erosion

Der Prozess der Erosion (auch Abnutzung) bezeichnet den Verlust phonetischer Substanz. Dabei kann es sich um den Wegfall ganzer phonetischer Segmente, aber auch um weniger auffällige Phänomene wie den Verlust von suprasegmentalen Merkmalen (z.B. Betonung) handeln (Heine / Kuteva, 2007: 42).

Zwar ist der Nachweis von phonetischer Erosion nicht zwingend notwendig, um *glaub(e)* (*ich*) in einem Grammatikalisierungsprozess verorten zu können. Sollte es aber es aber phonetisch reduzierte Varianten von *glaub(e)* (*ich*) geben, müssten diese nach der Chronologie von Heine / Kuteva in ihrem Grammatikalisierungsprozess am weitesten fortgeschritten sein. Die Korpusabfrage ergab, dass eine signifikante Zahl an Fällen vorliegt, bei denen *glaub* in der 1. Person Singular ohne zugehöriges Personalpronomen auftritt. Dabei

stellt sich nun die Frage, ob es sich dabei tatsächlich um phonetisch reduzierte Formen handelt.

Nachdem diejenigen Treffer aussortiert wurden, bei denen *glaub* als klammeröffnendes Element fungiert und es sich folglich nicht um lautlich reduzierte Formen des Syntagmas *glaube ich* handeln kann, bleiben 122 Belegen in der hier relevanten Verwendungsweise. Zunächst wird schnell klar, dass es sich in diesen Fällen um eine Variante von invertiertem *glaube ich* handelt, da in allen diesen Fällen *glaub* problemlos mit *glaube ich* ersetzt werden könnte.

(5a) *ich hab auch glaub noch eine andere version* (FOLK\_00132\_01)

(5b) *ich hab auch glaube ich noch eine andere version*

Darüber hinaus stellt sich allerdings die Frage, ob es sich hier nicht auch schlichtweg um eine elliptische Verwendungsweise handeln könnte, bei der das Pronomen nur unterdrückt wird. Dies ist jedoch nicht naheliegend. Denn neben der häufigsten Variante *glaub ich* (2375 Belege) findet sich auch die standardsprachlich korrekt flektierte Form *glaube ich* (157 Belege) in nicht zu vernachlässigender Häufigkeit. Würde es sich in den Fällen ohne nachfolgendes Pronomen lediglich um eine Ellipse handeln, sollte sich neben den Fällen von *glaub* auch zumindest eine geringe Zahl an Belegen für *glaube* in analoger Verwendungsweise finden lassen, also letztlich eine elliptische Verwendungsweise des Syntagmas *glaube ich*. Stichhaltige Belege dieser Art finden sich im FOLK allerdings nicht. Vielmehr liegt es nahe, dass es sich tatsächlich um einen Erosionsprozess handelt, bei dem zunächst das Flexionsmorphem und anschließend das Personalpronomen reduziert wird, also: *glaube ich* > *glaub ich* > *glaub*. Klar ist, dass dieser Erosionsprozess in Richtung der Variante *glaub* keineswegs abgeschlossen ist. Im Gegenteil: Der Anteil ist im Vergleich zur Variante *glaub ich* sehr gering. Nichtsdestotrotz ist die Zahl der Belege von *glaub* als reduzierte Form von *glaub ich* doch groß genug, um sie nicht ignorieren zu können. Es scheint also ein Erosionsprozess hin zu *glaub* im Gange zu sein.

Diese Vermutung lässt sich durch eine prosodische Analyse untermauern. Alle Varianten von *glaub(e) (ich)* haben die klare Tendenz, unbetont und leise realisiert zu werden (Imo, 2006: 277). Die reduzierte Variante *glaub* ist laut Stoltenburg (2003: 30) prosodisch sogar tendenziell noch etwas stärker in die Äußerung integriert. Diese Tendenzen stimmen mit den hier vorliegenden Daten überein. Während die Varianten *glaube ich* und *glaub ich* in den Belegen des FOLK in wenigen Fällen betont realisiert werden oder in kurzen Pausen eingebettet sind, sind alle 122 Fälle von *glaub* unbetont und prosodisch vollständig integriert. Insofern geben die Daten Anlass zur Vermutung, dass nicht nur die vorliegenden Belege unbetont sind, sondern dass *glaub* (in der hier relevanten Verwendungsweise) tatsächlich unbetonbar ist.



Es gibt also Anzeichen, dass die 122 Belege von *glaub* als phonetisch reduzierte Varianten von *glaub(e) ich* gelten müssen. Der Chronologie von Heine/Kuteva folgend, müssen diese Fälle dementsprechend auch alle anderen Merkmale von Grammatikalisierung zeigen – vorausgesetzt, es handelt sich hier tatsächlich um einen Grammatikalisierungsprozess. Da die reduzierte Variante auf dem Grammatikalisierungspfad weiter fortgeschritten sein muss als die nicht-reduzierte Variante, ist es für die weitere Analyse methodisch sinnvoll, ein besonderes Augenmerk auf die Belege von *glaub* zu legen.

## Dekategorisierung

Im Zuge eines Grammatikalisierungsprozesses verliert das lexikalische Element notwendigerweise morphologische und syntaktische Merkmale, die für die Ausgangskategorie charakteristisch sind. Im Fall von lexikalischen Verben sind das u. a. die Fähigkeit zur Konjugation, die syntaktischen Stellungseigenschaften, die Verbvalenz oder auch die Kombinierbarkeit mit Hilfsverben (Heine / Kuteva, 2007: 40 f.). Stattdessen nehmen sie zunehmend Merkmale der grammatischen Zielkategorie an (Hopper, 1991: 22).

Dass *glaub(e) (ich)* nicht mehr ohne Weiteres als Matrixsatz analysiert werden kann, haben die bisherigen Arbeiten dazu einhellig festgestellt (Auer / Günthner, 2003: 11; Stoltenburg, 2003: 30; Hohenstein, 2004: 323; Imo, 2006: 269, 2007: 228, 2011: 180; Kleiner/Knöbl, 2011: 9). Für diese Feststellung werden vorwiegend prosodische Eigenschaften geltend gemacht. So fehlt es *glaub(e) (ich)* vor allem im Mittelfeld an den für Parenthesen üblichen prosodischen Merkmalen: „[O]n a prosodic level *all* tokens of *glaub(e) ich* [...] within an utterance are neither marked by stress or accent nor highlighted by (micro) pauses before or after, but are seamlessly integrated into the surrounding utterance.“ (Imo, 2011: 180). Während in der Literatur diesbezüglich keine signifikanten Unterschiede zwischen der nicht-reduzierten Form *glaub(e) ich* und der reduzierten Form *glaub* erläutert werden, ergeben sich aus der Analyse der Daten aus dem FOLK erwähnenswerte Tendenzen, die die reduzierte Form im Dekategorisierungsprozess weiter fortgeschritten erscheinen lassen als die nicht-reduzierte Form.

Bezüglich der Flexionsfähigkeit lassen sich zunächst keine Unterschiede zwischen der invertierten, nicht-reduzierten Form und der reduzierten Form erkennen. Die invertierte Form *glauben* + *Personalpronomen* kommt fast ausschließlich in der 1. Person Singular vor; die wenigen Fälle von *glaubst du* sind eindeutig als Matrixsatz und nicht als verfestigtes Syntagma analysierbar. Ohne zugehöriges Personalpronomen findet sich im Korpus wenig überraschend nur die Form *glaub*. Auch etwaige Vergangenheitsformen finden sich für beide Varianten nicht. Dementsprechend lässt sich für die reduzierte und



die nicht-reduzierte Variante gleichermaßen konstatieren, dass sie ihre Flexionsfähigkeit bereits verloren haben.

Auch der von Stoltenburg (2003: 30) konstatierte Verlust der syntaktischen Valenz lässt sich anhand der Daten grundsätzlich für beide Varianten bestätigen, allerdings mit einer wichtigen Einschränkung. Würde man *glaub(e) ich* als Matrixsatz analysieren, ginge das valenzgrammatisch lediglich in einer Lesart; alle anderen Lesarten wären blockiert. In dieser Lesart würde das Verb *glauben* eine Nominativ- und Akkusativergänzung fordern. Während diese Beobachtung die Analyse als Matrixsatz nicht von vornherein disqualifizieren würde, deutet eine weitere Eigenschaft stark darauf hin, dass die Matrixsatzanalyse zu verwerfen ist. Wenn es sich um einen Matrixsatz handeln würde, müsste er grundsätzlich mit fakultativen Elementen wie Adverbialen erweiterbar oder auch negierbar sein. Solche Fälle finden sich bei der reduzierten Form gar nicht, bei der nicht-reduzierten Form kaum.

Weniger klar ist die Sachlage in Bezug auf die topologische Verteilung von *glaub*. In Imos Korpus lag die reduzierte Form in fünf der sechs Fälle im Mittelfeld vor, nur einmal hingegen im Nachfeld. Im Kontext der anderen Beobachtungen hinsichtlich der Grammatikalisierung von *glaub* zu einer Modalpartikel lag die Vermutung nahe, dass es eine starke Tendenz der reduzierten Form zum Mittelfeld geben könnte. Gäbe es keine oder nur sehr wenige Belege von *glaub* außerhalb des Mittelfeldes, wäre dies ein klares Indiz, dass die reduzierte Form neuen Stellungsrestriktionen unterworfen ist, die typisch für Modalpartikeln sind. Die topologische Analyse bestätigt zwar eine klare Tendenz zum Mittelfeld, allerdings ist diese nicht stark genug, um sie ohne Weiteres als Beleg für die Grammatikalisierung von *glaub* interpretieren zu können.

| Topologische Position | Prozentuale Verteilung |
|-----------------------|------------------------|
| (Doppeltes) Vorfeld   | 1 %                    |
| Mittelfeld            | 84 %                   |
| Nachfeld              | 15 %                   |

Tabelle 1: Topologische Verteilung der reduzierten Form *glaub*.

Während das Auftreten von *glaub* im doppelten Vorfeld leicht als Randphänomen zu vernachlässigen ist, gilt das für das Nachfeld keineswegs. Der Vergleich zur nicht-reduzierten Form *glaub(e) ich* zeigt, dass sich das Verteilungsprofil nicht massiv unterscheidet. Letztlich lässt sich lediglich konstatieren, dass die reduzierte Form eine noch stärkere Tendenz zum Mittelfeld hat. Dass die Nachfeld-Variante im Verschwinden begriffen ist, lässt sich hingegen nicht mit Sicherheit ableiten. Auf Basis einer Stichprobe ergibt sich folgende Distribution für *glaub(e) ich*:

| Topologische Position | Prozentuale Verteilung |
|-----------------------|------------------------|
| (Doppeltes) Vorfeld   | 6 %                    |
| Mittelfeld            | 70 %                   |
| Nachfeld              | 24 %                   |

Tabelle 2: Topologische Verteilung der nicht-reduzierten Form *glaub(e) ich*.

Wenngleich die topologische Verteilung also ein eher schwaches Indiz für den höheren Grammatikalisierungsgrad der reduzierten Form gegenüber der nicht-reduzierten Form ist, ist diese Beobachtung im Umkehrschluss nicht zwingend ein Indiz gegen die Hypothese, dass *glaub(e) ich* im Mittelfeld zu einer Modalpartikel grammatikalisiert wird. Eine Option, die auch schon Imo (2006: 274) aufwirft, betrifft die Frage, ob die Fälle im Mittelfeld möglicherweise als eigene Gruppe behandelt werden sollten. Ob dies eine tragfähige Lösung darstellt, kann an dieser Stelle nicht geklärt werden.

Klar ist hingegen allein aufgrund der Stellungseigenschaften, dass die Nachfeld-Variante von *glaub(e) (ich)* keineswegs als Modalpartikel analysiert werden kann. Sollte sich *glaub(e) (ich)* auf einem Grammatikalisierungspfad zur Modalpartikel befinden, so kann dies ausschließlich die Mittelfeld-Variante betreffen. Aus diesem Grund wird es in der Folge lediglich um die für die Analyse relevanten Fälle im Mittelfeld gehen. Die offene Frage, wie die Nachfeld-Variante einzuordnen bzw. welche Entwicklung zu erwarten ist oder ob sie möglicherweise ganz verschwinden wird, berührt die Analyse der Mittelfeld-Variante nicht. Wichtig ist lediglich, dass, um die Analyse fortführen zu können, zumindest vorerst davon ausgegangen werden muss, dass sich die Mittelfeld-Variante als eigenständiges Phänomen ausgegliedert hat – ein Phänomen, das Hopper (1991: 24 f.) als Divergenz bezeichnet. Folgt man dieser Annahme, so hat der vormalige Matrixsatz *glaub(e) (ich)* tatsächlich neue syntaktische Restriktionen angenommen, was ein klares Indiz für die Dekategorisierung ist. Ohne eine schärfere Abgrenzung zur Nachfeld-Variante, die der vorliegende Beitrag jedoch nicht leisten kann, bleibt dies eine notwendige Annahme zur Fortsetzung der Analyse.

## Desemantisierung

Der Prozess der Desemantisierung wurde für *glaub(e) (ich)* bereits in Ansätzen beschrieben. So halten beispielsweise Auer/Günther (2003: 11) fest, dass sich die Bedeutung der reduzierten Variante „nicht ohne weiteres aus der Semantik des [...] Vollverbs“ ableiten lasse. Stoltenburg (2003: 30) ist zusätzlich der Auffassung, dass die Funktion der reduzierten Form nur noch darin besteht, „die Zuverlässigkeit der geäußerten Informationen einzuschränken“. Diese beiden Beobachtungen zeigen, dass die Desemantisierung von *glaub(e) (ich)* zwei Dimensionen umfasst: der „Rückgang des semantischen Gehaltes“ und die „Stärkung der pragmatischen Funktion“ (Imo, 2006: 272).

Imos Ausführungen zu den Desemantisierungstendenzen von *glaub(e) (ich)* im Mittelfeld sind allerdings ambivalent, weshalb eine Präzisierung der Befunde nötig ist. Zum einen spricht Imo (2006: 274) von einer „reduzierte[n] Semantik“, zum anderen attestiert er *glaub(e) (ich)* in den meisten Fällen einen „starke[n] semantische[n] Gehalt“. Dass eine reduzierte Semantik zu beobachten ist, lässt sich durch Umformungsproben leicht nachvollziehen. Imo (2006: 268) spricht bei der Gegenüberstellung von *ich glaube* (mit eingeleitetem Nebensatz) mit der invertierten Variante *glaub(e) (ich)* von einer Umkehrung der Einbettungsrichtung und damit verbunden einer geringeren Salienz. Während im ersten Fall das Verb *glauben* problemlos mit *der Ansicht / Meinung / Überzeugung sein* ersetzt werden kann, ist es im zweiten Fall fraglich, ob es sich aufgrund der starken Salienzunterschiede noch um semantisch äquivalente Sätze handelt.

- (6a) *Ich glaube, dass sie das eh schon machen.*
- (6b) *Ich bin der Überzeugung, dass sie das eh schon machen.*
- (7a) *aber des machen se glaub ich eh schon* (FOLK\_00024\_01)
- (7b) *aber ich bin der Überzeugung, dass se des eh schon machen*

Noch stärker ist der semantische Unterschied bei der reduzierten Form *glaub*. Folgendes Beispiel zeigt, wie wenig salient *glaub* in vielen Fällen ist und wie sehr die starke Semantik des Vollverbs *glauben* zugunsten einer allgemein modalisierenden Funktion zurückgedrängt wird. Aus diesem Grund ist die Substitution von *glaub* mit einem anderen modalisierenden Element wie *wohl* semantisch deutlich näher an der Originaläußerung.

- (8a) *ja bei mir is auch echt so dass ich die psychologiesachen eigentlich glaub mit am liebsten mach* (FOLK\_00462\_01)
- (8b) *ja bei mir is auch echt so, dass ich der meinung bin, dass ich die psychologiesachen eigentlich mit am liebsten mach*
- (8c) *ja bei mir is auch echt so dass ich die psychologiesachen eigentlich wohl mit am liebsten mach*

Dass Imo trotz allem von einem starken semantischen Gehalt spricht, liegt sowohl daran, dass die Semantik des Vollverbs *glauben* nicht völlig verblasst ist, und an der prinzipiellen Umformbarkeit von *glaub(e) ich* in einen Matrixsatz. Dass diese Umformbarkeit auch für die reduzierte Form *glaub* ohne Zweifel noch gegeben ist, zeigt folgender Korpusbeleg aus dem FOLK:

- (9) *dem geht s schon die ganz zeit so schlecht glaub der hat nur e gripp [...] der atmet bische schlecht der hat glaub nur e gripp* (FOLK\_00141\_01)

Die Sprecherin (Beruf: Rettungssanitäterin) verwendet *glaub* zunächst als Vollverb in klammeröffnender Position mit nachfolgendem uneingeleiteten Nebensatz. Da sich die erste Äußerung mit dem Sprechbeitrag einer anderen Person überschneidet, wiederholt sie ihre Diagnose in leicht abgewandelter Form. Man kann hier also annehmen, dass die Semantik der beiden Äußerungen für die Sprecherin identisch ist und sich somit die Verwendung von *glaub* als klammeröffnendes Vollverb von der Verwendung im Mittelfeld in der Wahrnehmung der Sprecherin nicht signifikant unterscheidet.

Wenngleich dieses Beispiel die semantische Nähe der Mittelfeld-Variante von *glaub(e) (ich)* zum Matrixsatz mit dem Vollverb *glauben* belegt, so ist dies kein Gegenbeweis zur oben festgestellten reduzierten Semantik. Auch ist dies keineswegs ein Argument dagegen, dass ein Grammatikalisierungsprozess vorliegt. Im Gegenteil: Hopper (1991: 28 ff.) nennt diesen Prozess Persistenz und charakterisiert ihn als häufiges Phänomen in Grammatikalisierungsprozessen. Persistenz beschreibt grundsätzlich, dass Bedeutung und Funktion eines grammatikalisierten Elements auf das ursprüngliche lexikalische Element zurückzuführen sind. Die Eigenschaften des lexikalischen Elements werden im Grammatikalisierungsprozess nicht völlig neutralisiert, sondern scheinen noch latent durch. Außerdem – und damit scheinen wir es in diesem konkreten Fall zu tun zu haben – kann es in Übergangsphasen aufgrund dessen zu Polysemie kommen. Das bedeutet, dass einzelne Formen nicht zwingend trennscharf als Realisierung der lexikalischen oder der grammatikalisierten Variante kategorisiert werden können.

Damit lässt sich konstatieren, dass die erste Dimension der Desemantisierung, nämlich der Rückgang des semantischen Gehalts, definitiv zu beobachten ist. Die Semantik von *glaub(e) ich* im Mittelfeld ist vor allem in der reduzierten Form im Vergleich zum Vollverb *glauben* deutlich schwächer ausgeprägt, allerdings nicht völlig getilgt. Es besteht klarerweise eine semantische Überschneidung, die diachron als Persistenzphänomen und synchron als Heterosemirelation gefasst werden kann.

Die zweite Dimension der Desemantisierung betrifft die Stärkung der pragmatischen Funktion. Die Relevanz von *pragmatic strengthening* im Kontext von Grammatikalisierungsprozessen wurde zuerst in der Arbeit von Traugott (1988: 406 f.) als komplementärer Prozess zum *semantic bleaching* herausgestellt. So lässt sich u. a. die semantisch-pragmatische Tendenz beobachten, dass die Bedeutung der sich grammatikalisierenden Elemente – zwar nicht notwendigerweise, aber durchaus häufig – dazu neigen, „to become increasingly situated in the speaker's subjective belief-state/attitude toward the situation“ (Traugott, 1988: 410). Später wird diese Art von pragmatischer Stärkung als „subjectification“ (Traugott, 1995: 31) bezeichnet. Die Bedeutung des sprachlichen Elements bewegt sich also weg von einer objektiven, kontextunabhän-

gigen Beschreibung hin zu einer subjektiven Perspektive, die die Einstellung, das Wissen oder die Haltung des Sprechers ausdrückt.

Dass bei *glaub(e) ich* und noch etwas mehr bei der reduzierten Form *glaub* eine solche Subjektivierung zu konstatieren ist, ergibt sich bereits aus den vorherigen Ausführungen. Als prosodisch integriertes Element im Mittelfeld ist *glaub(e) (ich)* niemals die assertierte Information.

(10) *des macht glaub jeder* (FOLK\_00322\_01)

Assertiert wird in diesem Fall die Tatsache, dass das anaphorisch Thematisierte jeder macht, und nicht, dass der Sprecher diese Vermutung hat. Die Funktion von *glaub* ist in einem solchen Fall unzweifelhaft die einer Äußerungsmodalisierung (Auer/Günthner, 2003: 11; Stoltenburg, 2003: 30; Hohenstein, 2004: 323; Imo, 2011: 180; Kleiner/Knöbl, 2011: 9), welche die subjektive Unsicherheit des Sprechers bezüglich der Proposition markiert. Es lässt sich also kaum abstreiten, dass hier tatsächlich ein Prozess der Subjektivierung im Sinne Traugotts stattfindet, was unzweifelhaft ein weiteres Indiz für einen fortschreitenden Grammatikalisierungsprozess ist.

### Modalpartikel oder Modalwort?

Die Summe der Belege spricht eindeutig dafür, dass sich *glaub(e) (ich)* in einem Grammatikalisierungsprozess befindet. Die sich anschließende Frage, ob es sich bei der Zielkategorie um die Modalpartikel handelt, scheint auf den ersten Blick ebenfalls positiv zu beantworten zu sein. Ein Blick auf die morpho-syntaktischen und prosodischen Merkmale vom grammatikalierten *glaub(e) (ich)* zeigt eine hohe Übereinstimmung mit der Wortart Modalpartikel. Modalpartikeln sind u. a. unflektierbar, nicht betonbar, nicht satzgliedfähig, sind topologisch auf das Mittelfeld beschränkt, haben Heterosemie in anderen Wortklassen und sind auf bestimmte Satzmodi beschränkt (Diewald, 2007: 124 ff.). All diese Merkmale lassen sich auch der untersuchten Verwendungsweise von *glaub(e) (ich)* attestieren. Anders sieht es hingegen in Bezug auf die semantisch-pragmatische Funktion aus.

Angesichts der Tatsache, dass sich unter den in der Literatur genannten Funktionen von Modalpartikeln auch die Markierung der Sprechereinstellung findet (Helbig / Buscha, 2001: 428), könnte man dazu geneigt sein, die Untersuchung an dieser Stelle vorschnell zu beenden und *glaub(e) (ich)* zu einer sich entwickelnden Modalpartikel zu erklären. So interpretiert beispielsweise auch Imo (2006: 274) die beschriebene modalisierende Funktion von *glaub(e) (ich)* als Argument zugunsten der Einordnung als Modalpartikel.

Beim genaueren Blick auf die semantisch-pragmatische Funktionsbeschreibung der Wortklasse drängen sich allerdings Zweifel auf, ob sich diese

mit der hier herausgearbeiteten Funktion von *glaub(e) ich* verträgt. Bei all den unterschiedlichen Bedeutungsnuancen der einzelnen Modalpartikel-Lexeme lässt sich trotzdem ein übergeordnetes funktionales Merkmal herausarbeiten, und zwar die Indizierung von *common ground*, also dem Verständnis der Sprecher über die geteilten Annahmen und Wissensbestände in einer konkreten Interaktionssituation (Fischer, 2007: 48). Genauer gesagt besteht die spezifische Funktion von Modalpartikeln darin, die Äußerung implizit auf einen propositionalen Aspekt der Kommunikationssituation zu beziehen, der zwar zuvor nicht unbedingt verbalisiert worden sein muss, aber vom Gesprächspartner geteilt wird (Fischer, 2007: 51). Diese Funktionsbeschreibung deckt sich in hohem Maße mit den bereits oben angeführten Überlegungen Diebolds (2007: 128 ff.), nach denen das spezifische Charakteristikum der Modalpartikeln darin besteht, auf etwas kommunikativ Gegebenes, also einen pragmatischen Prätext zu verweisen. Modalpartikeln haben also eine inhärente intersubjektive bzw. dialogische Komponente und sind zwangsläufig an einen pragmatischen Kontext, also eine konkrete Kommunikationssituation geknüpft. Insofern lassen sich Modalpartikeln in ihrer semantisch-pragmatischen Funktion auch relativ klar von den Modalwörtern abgrenzen, die „subjektiv-modale Einschätzung des Geschehens durch den Sprechenden“ (Helbig / Buscha, 2001: 432) ausdrücken und dabei weder einen dialogischen Kontext voraussetzen noch auf einen pragmatischen Prätext verweisen. Vielmehr drückt der Sprecher damit lediglich explizit aus, für wie wahrscheinlich er es hält, dass die Proposition tatsächlich wahr ist.

Diese Gegenüberstellung macht offensichtlich, dass die modalisierende Funktion von *glaub(e) (ich)* deckungsgleich mit der des Modalworts ist – und das, obwohl die morpho-syntaktischen und prosodischen Eigenschaften gegen eine solche Einordnung sprechen.<sup>3</sup> Es wird eben nicht auf einen pragmatischen Prätext verwiesen, sondern es handelt sich um eine Einschränkungsmarkierung bezüglich der Sicherheit des Sprechers über den Wahrheitsgehalt der Proposition. Aus diesem Grund lässt sich *glaub(e) (ich)* in fast allen Fällen problemlos mit Modalwörtern wie *vermutlich* ersetzen, ohne dass dies zu einer veränderten Semantik führt:

(11a) *aber senf kann glaub auch nicht schlecht werden* (FOLK\_00225\_01)

(11b) *aber senf kann vermutlich auch nicht schlecht werden*

Als unterstützendes Indiz für diese Analyse kommt hinzu, dass sich in den Daten ausschließlich Belege von *glaub(e) (ich)* in Deklarativsätzen finden. Dies deckt sich mit der gängigen Charakterisierung von Modalwörtern, da diese semantisch mit anderen Satzmodi unvereinbar sind (Helbig / Buscha, 2001: 431).

3 Die morpho-syntaktischen und prosodischen Merkmale des Modalworts sind im Wesentlichen deckungsgleich mit dem Adverb (Helbig/Buscha, 2001: 430).



## Niemand्सland oder Zwitterphänomen? – *glaub(e) (ich)* in Analogie zu *wohl*

Die Analyse von *glaub(e) (ich)* unter dem Gesichtspunkt der Grammatikalisierungstheorie scheint zunächst kein klares Bild zu ergeben. Zumindest bedürfen die Ergebnisse einer weiteren Einordnung. Abgesehen von der Extension können alle Prozesse der Grammatikalisierung nach Heine / Kuteva (2007) zumindest in Ansätzen nachgewiesen werden. Gerade die Erkenntnis, dass es sich bei der reduzierten Variante *glaub* aller Wahrscheinlichkeit nach um eine phonetisch erodierte Form handelt, deutet auf einen bereits signifikant fortgeschrittenen, wenn auch noch nicht abgeschlossenen Grammatikalisierungsprozess hin. Die Einschätzung, dass es sich bei der reduzierten Form noch um ein Randphänomen handelt, steht im Einklang damit, dass auch die anderen Teilprozesse der Grammatikalisierung noch nicht abgeschlossen sind. So schreiben Bybee et al. (1994: 107): „Since lexical material gradually develops into grammatical material, the degree of semantic grammaticization should be reflected in the degree of formal reduction or shortening.“ Das gewichtigste Argument, das man gegen die Grammatikalisierungshypothese vorbringen kann, ist die topologische Verteilung von *glaub*, die sich nur wenig von der Verteilung der nicht-reduzierten Form unterscheidet. Wenngleich *glaub(e) (ich)* im Nachfeld deutlich seltener auftritt als im Mittelfeld, ist der Anteil nicht niedrig genug, um es als Randphänomen zu ignorieren.

Letztlich sind diesbezüglich drei Prognosen denkbar: a) die Nachfeld-Variante wird langsam verschwinden, b) sie entwickelt sich in Richtung einer anderen grammatischen Kategorie oder c) es zeigt sich, dass die hier vertretene These zur Grammatikalisierung nicht haltbar ist. Diese Fragen können hier nicht abschließend beantwortet werden, da es dazu einer gesonderten Analyse bedarf. Nichtsdestotrotz hat es sich als vielversprechend herausgestellt, die Mittelfeld-Variante als separates Phänomen zu betrachten, da sich so Dekategorisierungs- und Desemantisierungsprozesse herausarbeiten lassen. Auch wenn dies erst im Rahmen einer diachronen Analyse zweifelsfrei geklärt werden kann, zeigt die Untersuchung recht klar auf, dass bei *glaub(e) (ich)* im Mittelfeld sinnvollerweise von einem laufenden Grammatikalisierungsprozess auszugehen ist.

Genau das bestreitet allerdings Imo (2011: 185) aus dem Grund, dass keine klare Zielkategorie auszumachen sei. Diese Einschätzung ist – das hat die Untersuchung gezeigt – zwar naheliegend, da *glaub(e) (ich)* sowohl Merkmale der Modalpartikel als auch des Modalworts aufweist. Diese Beobachtung lässt sich allerdings noch weiter präzisieren: In morpho-syntaktischer und prosodischer Hinsicht verhält sich *glaub(e) (ich)* wie eine Modalpartikel, die semantisch-pragmatische Funktion ist jedoch eindeutig die eines Modalworts. Wir haben es hier also mit einem Zwitterphänomen zu tun, das sich einer klaren Einordnung in die üblichen Kategorien verweigert. Diese Schlussfolgerung



lingt zwar ähnlich wie Imos (2006: 285) Urteil, nach dem „sowohl *glaub(e) ich* als auch *glaub* noch in einem ‚Niemandland‘ zwischen verschiedenen Konstruktionen verortet werden“ müssen, unterscheidet sich in einer Hinsicht aber doch fundamental davon: Angesichts des klar erkennbaren Musters ist bei *glaub(e) (ich)* in Zukunft nicht zu erwarten ist, dass es sich eindeutig in die Richtung einer der beiden Wortarten entwickeln wird. Zum einen ist nämlich nicht anzunehmen, dass *glaub(e) ich* Modalwort-typische Eigenschaften wie Betonbarkeit oder Vorfeldfähigkeit annehmen wird, da dies eine Entwicklung in Richtung stärkerer Salienz bedeuten würde. Dies ist hinsichtlich der allgemeinen Grammatikalisierungstendenz zur Abnahme an Salienz (Haspelmath, 1999: 1062) keine plausible Prognose. Auch scheint es angesichts der Semantik des epistemischen Verbs *glauben* ebenso wenig naheliegend, dass sich die semantisch-pragmatische Funktion weg von einem äußerungsmodalisierenden Unsicherheitsmarker hin zu einem dialogischen Marker für einen intersubjektiven *common ground* entwickeln wird.

Vielmehr deutet alles darauf hin – und das wurde bislang in sämtlichen Arbeiten übersehen –, dass es sich bei *glaub(e) (ich)* um kein völlig neuartiges Phänomen handelt, sondern dass es mit *wohl* bereits ein Wort gibt, das erstaunlich viele Eigenschaften mit *glaub(e) (ich)* teilt. Das Wort *wohl* ist in der Literatur ebenfalls ein Streitfall. Zwar ist es unstrittig, dass *wohl* in Fragesätzen oftmals als Modalpartikel fungiert (z. B. *Woran das wohl liegt?*), bei unbetonter Realisierung in Aussagesätzen ist die Lage hingegen komplexer. In Aussagesätzen fungiert *wohl* in den meisten Fällen nämlich – genauso wie *glaub(e) (ich)* – als Unsicherheitsmarker, was die Ersatzprobe mit *vermutlich* zeigt:

- (12a) *Er kommt wohl erst morgen nach Hause.*
- (12b) *Er kommt glaub ich erst morgen nach Hause.*
- (12c) *Er kommt vermutlich erst morgen nach Hause.*

Auf Basis des semantisch-pragmatischen Kriteriums wird *wohl* in dieser Verwendungsweise von manchen Autoren als Modalwort eingeordnet (Bublitz, 1978: 84; Brünjes, 2014: 172). Andere Autoren, die syntaktische und prosodische Eigenschaften stärker gewichten, kommen hingegen zu dem Schluss, dass es sich um eine Modalpartikel handelt (Asbach-Schnitker, 1977: 40 f.; Kwon, 2005: 163 f.), da *wohl* u. a. weder vorfeldfähig noch betonbar ist. Aufgrund dieser widerstreitenden Beobachtungen ist eine klare Einordnung in die eine oder andere Kategorie m. E. nicht sinnvoll. Ähnlich sehen das u. a. Doherty (1985: 81) und Thurmair (1989: 139 f.). Vielmehr handelt es sich – ebenso wie bei *glaub(e) (ich)* – um ein Zwitterphänomen. Wie ähnlich sich *wohl* in der diskutierten Verwendungsweise und *glaub(e) (ich)* im Mittelfeld sind, zeigt eine Gegenüberstellung der jeweiligen Merkmale:

| Merkmal                           | <i>wohl</i> | <i>glaub(e)</i><br><i>(ich)</i> | Modal-<br>partikel | Modal-<br>wort |
|-----------------------------------|-------------|---------------------------------|--------------------|----------------|
| vorfeldfähig                      | nein        | nein                            | nein               | ja             |
| betonbar                          | nein        | nein                            | nein               | ja             |
| Umwandlung in Matrixsatz möglich  | nein        | ja                              | nein               | ja             |
| Beschränkung auf Aussagesätze     | ja          | ja                              | nein               | ja             |
| Verweis auf pragmatischen Prätext | nein        | nein                            | ja                 | nein           |
| Unsicherheitsmarker               | ja          | ja                              | nein               | ja             |
| ersetzbar durch Modalwörter       | ja          | ja                              | nein               | ja             |

Tabelle 3: Merkmale von *wohl* und *glaub(e) (ich)*.

Zwar ließen sich möglicherweise noch weitere für die Einordnung relevante Kriterien prüfen, allerdings stellt die Auflistung bereits nachvollziehbar dar, wie sehr sich *wohl* und *glaub(e) ich* in den hier diskutierten Verwendungsweisen gleichen. Sie zeigen fast durchgehend jeweils bei den gleichen Merkmalen Übereinstimmung mit den Klassenmerkmalen der Modalpartikel bzw. des Modalworts und unterscheiden sich lediglich bezüglich der Umwandelbarkeit in einen Matrixsatz, ein Merkmal des Modalworts. Angesichts der deutlichen Parallelen erscheint die These plausibel, dass die Zielkategorie von *glaub(e) (ich)* ein Zwitterphänomen analog zu *wohl* (in Aussagesätzen) ist. Ob diese These haltbar ist, müssen weitere Untersuchungen zeigen.

## Literaturverzeichnis

- Abraham, Werner (1991): „The grammaticization of the German modal particles“, in: Traugott, Elizabeth C. / Heine, Bernd (Hrsg.): *Approaches to Grammaticalization*. Band 2, Amsterdam/Philadelphia: Benjamins, S. 331–380.
- Asbach-Schnitker, Brigitte (1977): „Die Satzpartikel ‚wohl‘“, in: Weydt, Harald (Hrsg.): *Aspekte der Modalpartikeln*, Tübingen: Niemeyer, S. 38–61.
- Auer, Peter / Günthner, Susanne (2003): „Die Entstehung von Diskursmarkern im Deutschen – ein Fall von Grammatikalisierung?“, in: *InLiSt – Interaction and Linguistic Structures* 38, S. 1–30.
- Autenrieth, Tanja (2002): *Heterosemie und Grammatikalisierung bei Modalpartikeln. Eine synchrone und diachrone Studie anhand von „eben“, „halt“, „e(che)r!“ „einfach“, „schlicht“ und „glatt“*, Tübingen: Niemeyer.
- Brünjes, Lena (2014): *Das Paradigma deutscher Modalpartikeln. Dialoggrammatische Funktion und paradigmneninterne Opposition*, Berlin u.a.: De Gruyter.
- Bublitz, Wolfram (1978): *Ausdrucksweisen der Sprechereinstellungen im Deutschen und Englischen*, Tübingen: Niemeyer.
- Bybee, Joan et al. (1994): *The Evolution of Grammar. Tense, Aspect, and Modality in the Languages of the World*, Chicago/London: Chicago Press.
- Diewald, Gabriele (1997): *Grammatikalisierung. Eine Einführung in Sein und Werden grammatischer Formen*, Tübingen: Niemeyer.

- Diewald, Gabriele (2007): „Abtönungspartikel“, in: Hoffmann, Ludger (Hrsg.): *Handbuch der deutschen Wortarten*, Berlin/New York: De Gruyter, S. 117–141.
- Diewald, Gabriele (2011): „Pragmaticalization (defined) as grammaticalization of discourse functions“, in: *Linguistics* 49, 2, S. 365–390.
- Diewald, Gabriele / Ferraresi, Gisella (2008): „Semantic, syntactic and constructional restrictions in the diachronic rise of modal particles in German. A corpus-based study on the formation of a grammaticalization channel“, in: Seoane, Elena / López-Couso, María José (Hrsg.): *Theoretical and Empirical Issues in Grammaticalization*, Amsterdam/Philadelphia: Benjamins, S. 77–110.
- Doherty, Monika (1985): *Epistemische Bedeutung*, Berlin: Akademie-Verlag.
- Dudenredaktion (2022): *Duden. Die Grammatik*, Band 4, 10. Auflage, Berlin: Dudenverlag.
- Fischer, Kerstin (2007): „Grounding and Common Ground: Modal Particles and Their Translation Equivalents“, in: Fetzer, Anita / Fischer, Kerstin (Hrsg.): *Lexical Markers of Common Grounds*, Amsterdam: Elsevier, S. 47–66.
- Haspelmath, Martin (1999): „Why is grammaticalization irreversible?“, in: *Linguistics* 37, 6, S. 1043–1068.
- Helbig, Gerhard / Buscha, Joachim (2001): *Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht*, Berlin/München: Langenscheidt.
- Hohenstein, Christiane (2004): „A comparative analysis of Japanese and German complement constructions with matrix verbs of thinking and believing: ‚to omou‘ and ‚ich glaub(e)‘“, in: House, Juliane / Rehbein, Jochen (Hrsg.): *Multilingual Communication*, Amsterdam/Philadelphia: Benjamins S. 303–341.
- Hopper, Paul (1991): „On Some Principles of Grammaticization“, in: Traugott, Elizabeth / Heine, Bernd (Hrsg.): *Approaches to Grammaticalization*, Band 1 Amsterdam/Philadelphia: Benjamins, S. 17–35.
- IDS, Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD): *FOLK* / <http://dgd.ids-mannheim.de>.
- Imo, Wolfgang (2006): „„Da hat das kleine glaub irgendwas angestellt“ – ein construct ohne construction?“, in: Günthner, Susanne / Imo, Wolfgang (Hrsg.): *Konstruktionen in der Interaktion*, Berlin/New York: De Gruyter, S. 263–290.
- Imo, Wolfgang (2007): *Construction Grammar und Gesprochene-Sprache-Forschung. Konstruktionen mit zehn matrixfähigen Verben im gesprochenen Deutsch*, Tübingen: Niemeyer.
- Imo, Wolfgang (2011): „Clines of subordination – construction with the German ‚complement-taking predicate‘ glauben“, in: Laury, Ritva / Suzuki, Ryoko (Hrsg.): *Subordination in Conversation. A cross-linguistic perspective*, Amsterdam/Philadelphia: Benjamins, S. 165–190.
- Kleiner, Stefan / Knöbl, Ralf (2011): „Hochdeutsch und Hochdeutsch: Regionale Gebrauchsstandards im gesprochenen Deutsch“, in: *Sprachreport* 27, 2, S. 2–9.
- Kwon, Min-Jae (2005): *Modalpartikeln und Satzmodus. Untersuchungen zur Syntax, Semantik und Pragmatik der deutschen Modalpartikeln*, Dissertation, München.
- Lehmann, Christian (2015): *Thoughts on grammaticalization*, 3. Auflage, Berlin: Language Science Press.
- Stoltenburg, Benjamin (2003): „Parenthesen im gesprochenen Deutsch“, in: *InLiSt – Interaction and Linguistic Structures* 34, S. 1–40.
- Thurmair, Maria (1989): *Modalpartikeln und ihre Kombinationen*, Tübingen: Niemeyer.
- Traugott, Elizabeth (1988): „Pragmatic Strengthening and Grammaticalization“, in: *Proceedings of the Fourteenth Annual Meeting of the Berkeley Linguistics Society*, S. 406–416.
- Traugott, Elizabeth (1995): „Subjectification in grammaticalisation“, in: Stein, Dieter / Wright, Susan (Hrsg.): *Subjectivity and Subjectivisation*, Cambridge: University Press, S. 31–54.
- Traugott, Elizabeth/König, Ekkehard (1991): „The semantics-pragmatics of grammaticalization revisited“, in: Traugott, Elizabeth / Heine, Bernd (Hrsg.): *Approaches to Grammaticalization*, Band 1, Amsterdam/Philadelphia: Benjamins, S. 189–218.
- Wegener, Heide (1998): „Zur Grammatikalisierung von Modalpartikeln“, in: Barz, Irmhild / Öhl-schläger, Günther (Hrsg.): *Zwischen Grammatik und Lexikon*, Tübingen: Niemeyer, S. 37–55.